

Verbundkatalog Kalliope

In: Die Sammlung. Jg. 2, H. 4, S. 201-210

Neue Bücher.

Mann, Klaus

Dez.

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

DIE SAMMLUNG

LITERARISCHE MONATSSCHRIFT
UNTER DEM PATRONAT VON *ANDRÉ GIDE*
ALDOUS HUXLEY · HEINRICH MANN
HERAUSGEGEBEN VON *KLAUS MANN*

2. JAHRGANG

4. HEFT

DEZEMBER 1934

INHALT:

EMIL LUDWIG Bruno Walter

ERNST TOLLER Weltliche Passion

HANS SOCHACZEWER Die Botschaft der Ermüdeten

ALBERT EHRENSTEIN Waisenlied

KLAUS MANN Neue Bücher

ANDRÉ MAUROIS Die armen Juden

FRANZISKA ZU REVENTLOW Tagebuch

ELSE LASKER-SCHÜLER Ergraut kommt seine kleine Welt
GLOSSEN zurück

QUERIDO VERLAG · AMSTERDAM

NEUE BÜCHER

VON KLAUS MANN

Der Romancier Alfred Neumann hat sich an ein sehr schwieriges und sehr verlockendes Thema gewagt. Denn mit Napoleon dem Dritten kannten sich schon seine Zeitgenossen nie völlig aus. Man wusste nicht: war er nur schläfrig und schlau; oder war er, auf eine erregend heimliche Art, nicht doch bedeutend? — Wenn Neumann den Roman des schläfrigen Abenteurers „Neuer Cäsar“* nennt, so ist der Titel zweideutig wie der Held: er enthält Ironie, jedoch auch Bewunderung. Damit ist die Stimmung und Art des ganzen Buches schon ein wenig charakterisiert.

Der erfahrene, sehr kluge und hochbegabte Erzähler macht den Reiz seines zweifelhaften Helden ebenso spürbar wie seine Verächtlichkeit. Der zweifelhafte Held besitzt keinerlei geistige Conzeption; er stiehlt sich Zeittendenzen zusammen zwecks grob demagogischer Verwendung. Er ist völlig illegitim — illegitim auch seinem Blute nach, denn er ist ein Bastard, napoleonisches Blut hat er nicht. Er ist menschlich defekt, von einer erschreckenden persönlichen Undankbarkeit und Kälte, dabei zärtlichkeitsbedürftig und weich. Er ist zynisch, berechnend und doch romantisch. Er kennt alle seine schlechten Eigenschaften, verachtet sie und macht sie sich alle zu Nutze. Er parodiert die Legende, deren Namen er trägt; er weiss, dass er sie parodiert, sein ganzes Leben wird beschattet von diesem Bewusstsein; aber schliesslich wird doch Ernst aus der Parodie — ein künstlicher Ernst, jedoch ein blutiger: nur um sich das Pathos der eigenen Existenz und der Situation zu beweisen, opfert der neue Cäsar, nach dem Staatsstreich, Tausende von Menschenleben. — Es beginnt mit einer raffiniert, zynisch und routiniert arbeitenden Reklame, und es endet mit einem Strome sinnlos vergossenen Blutes. Mit diesem Blute will der nicht ganz ernste Cäsar eines skeptischen Jahrhunderts sich seriös machen. Darauf hatte er gewartet; dafür die Geduld.

Von dieser grossen Geduld — entscheidende Eigenschaft des Prinzen Louis Napoléon, des unermüdlichen Putschisten, unermüdlichen Prätendenten — wird auch dem Leser etwas zugemutet. Die einzelnen Etappen dieser scheinbar aussichtslosen und schliesslich parodistisch-blutig-triumphalen Karriere werden mit Genauigkeit geschildert: Arenenberg — Schloss der schönen und rührenden Mutter Hortense, Sitz der Legende —; das missglückte italienische Carbonari-Abenteuer, der missglückte Strassburger Putsch; das amerikanische Zwischenspiel, Tod der Mutter, dann die anrühlich mondäne

* Verlag Allert de Lange, Amsterdam.

londoner Zeit; neue Niederlage beim Putsch von Boulogne, Festung, Flucht, wieder London — und schliesslich die schlaue, langsame Eroberung der Macht in Frankreich, die Überrumpelung der Republik mittels des demokratischen Apparats. — Das italienische Abenteuer ist noch kindlich; aber schon Strassburg wird von einem derben, raffinierten, dabei wirklich gläubigen Reklamechef aufgezogen. Das ist Persigny, der Prophet, Manager des Zweiten Kaiserreichs. Er und seine Partnerin, die tragisch liebende Agentin und Sängerin Miss Gordon, sind — neben dem undeutlich fascinierenden und abstossenden Helden — die beiden lebensvollsten Figuren des Romans, durch dessen lange Handlung eine Fülle von Figuren geht: darunter so reine und geistentflammte wie der Republikaner Le Bas, Lehrer des Prinzen, und so attraktiv suspekter, wie der uneheliche Sohn des grossen Napoléon, Graf Léon, Zuhälter, Theosoph und Erpresser. — Ja, die Geduld des Lesers wird belohnt wie die des Prätendenten. Der Roman des Neuen Cäsars — dem ein anderer über das Kaiserreich folgen soll — wird zum grossangelegten, plastischen, beziehungsreichen Bild des mittleren XIX. Jahrhunderts — echt und erregend gerade dort, wo es das Unechte, das nur Arrangierte, die Offenbach-Athmosphäre seines politischen und gesellschaftlichen Lebens höchst geistreich charakterisiert —: dieses Kokotten- und Schiebermilieu mit Blutgeruch. Denn — vergessen wir doch nicht, dass er nach Blut roch, unser zerstreuter, interessant undeutlicher Talmi-Heros. Wir beschauen ihn heute mit Neugierde: ja, so ein sonderbarer Bursche hat Geschichte gemacht, weil er zufällig Napoleon hiess. Wären wir aber Objekt und Opfer seines skeptisch zynischen Ehrgeizes — wir betrachteten ihn, wie Victor Hugo ihn betrachtet hat: mit Hass.

Emil Ludwig ist ein leidenschaftlich überzeugter Demokrat — und Heldenverehrer. Er hasst den Nationalismus und die Vergottung des Staatsprinzips, deshalb schreibt er: „Die Verdunkelung unserer weltbürgerlichen Ideale ist heute nur eine Wirkung der Scheinwerfer, mit denen sich jedes Volk selber bestrahlt.“ Aber er hält doch für möglich, dass jener Zustand, der einer Idealform des menschlichen Zusammenlebens am relativ nächsten käme, im Augenblick eher erreicht werden könne durch eine gute Diktatur als durch einen korumpierten Parlamentarismus. Es kommt nur auf den Diktator an. „Der Heldenverehrung, die heute wieder die Jugend Europas ergreift, würde ich folgen,“ schreibt er, „wenn ich nur mehr Helden sähe. Von Masaryk wünschte ich mich längst lieber diktatorisch regieren zu lassen, als demokratisch vom Palais Bourbon.“ Sein neues Buch, *Führer Europas** — ein ungeheuer anre-

* Querido-Verlag, Amsterdam

gendes, sehr belehrendes und schriftstellerisch glänzendes Buch — behandelt entscheidende Männer der Epoche, denen der Autor eine mehr oder minder grosse Sympathie, immer aber Achtung entgegenbringt. Zu den mit Sympathie und Achtung gesehenen Figuren gehört leider auch Mussolini, den Ludwig „als dezidierter Pazifist.... trotz seiner Kriegsreden für eine Garantie des Friedens in Europa hält.“ Das mag, angesichts der augenblicklichen, sicher nicht konstanten politischen Konstellation in Europa, zutreffen. Aber andererseits ist es doch zum Greifen, dass Mussolini das Modell war für die ganz Abscheulichen, dass er ihren Aufstieg, ihr widriges Wirken erst möglich machte; und dass sein historisches Verschulden — ganz abgesehen von seinen Taten im eignen Lande — also ein enormes ist. Wer hat denn die Scheinwerfer erfunden und effektiv eingestellt, mit denen heute jedes Volk sich selber beleuchtet, so dass es blendet und beunruhigt und ein freches Ärgernis ist? — Ich würde den Mussolini-Essay gern vermissen in dem schönen und reichhaltigen Buch.

Übrigens steht er, literarisch beurteilt, auf der Höhe der anderen, und das will sagen, dass er auf einer bedeutenden Höhe steht. Jeder der grossen Aufsätze ist aufs genaueste durchkomponiert, enthält eine Fülle des Materials, wirkungsvoll und belehrend geordnet. Am meisten des Neuen erfuhr ich durch die dramatisch spannende Venizelos-Studie: hier wird aus exaktem Tatsachenbericht und kluger Analyse beinahe Dichtung; das Leben des „griechischen Odysseus“ ist mit einer Verve berichtet, die Jünglinge begeistern und noch den kühnsten Leser erfrischen muss. Denselben beschwingten Ton finde ich noch in zwei anderen Studien: in den liebevoll geschriebenen Abschnitten über Nansen, den nordischen Seefahrer, Forscher und Menschenfreund, den „Saint Patron des Refugiés“ — (ach, lebte er uns doch heute!) — und über Masaryk, den Philosophen, den Geistmenschen, die „goethische Gestalt“, der auf eine zugleich so reine und so abenteuerliche Art die Macht gewinnt, sein Volk befreit und regiert — den ehrwürdigsten Staatsmann des Erdteils.

Das Buch ist in zwei Teile geordnet. Der erste behandelt die „Diener des Volkes“; zu ihnen werden, ausser Masaryk und Nansen, Briand, Rathenau und der Schweizer Motta gezählt. Die Briand- und Motta-Kapitel sind gründliche, von Sympathie durchwärmte Studien. Das Rathenau-Porträt hat jene besondere Tiefe und Plastizität, die aus besonderer Liebe kommt. In einem Essay, der nicht einmal vierzig Seiten umfasst, werden Wirkung und komplexe Geistigkeit dieses „deutschen Europäers“ — den Emil Ludwig, mit einem stolzen, nicht nach rückwärts, sondern nach vorwärts gewandten Eigensinn, als den Typus des deutschen Führers erklärt — nicht nur analysiert,

sondern wahrhaft lebendig gemacht. Ich habe Rathenaus geistige Atmosphäre, seine weltbürgerlich-asketische Aktivität, Problematik und Adel, Glanz und Melancholie dieser unter deutschen Politikern einzigartigen Figur noch nirgends so beschworen gefunden. Zu den „Herren des Volkes“, denen der zweite Teil gewidmet ist, gehören, neben Mussolini und Venizelos, Lloyd George und Stalin. In der Stalin-Studie empfinde ich das als gerechtfertigt, woran ich im Mussolini-Kapitel Anstoss nehme: die Selbstüberwindung des geborenen Individualisten und überzeugten Demokraten vor dem „Autokraten“, der — hier wirklich — ein zukunftsvolles Prinzip repräsentiert. Das Stalin-Kapitel scheint mir vor allem wichtig im Zusammenhang mit einem Satz, der sich im Vorwort findet: „Vergleiche ich aber die Vergötterung des Staates in den einzelnen Ländern, so scheint mir nur die russische in die Zukunft zu weisen, weil die Entmachtung des Geldes und die Eröffnung aller Wege für die einst Enterbten bedeutende moralische Folgen haben wird.“ Das wird sie — und man ist kein schlechter Europäer, auch kein schlechter Demokrat, wenn man es erkennt und wenn man es konstatiert. In solcher Erkenntnis und in solcher Konstatierung zeigt Emil Ludwig gerade die Weite und Unvoreingenommenheit seines Blicks — wie er in den Nansen-Masaryk- und Rathenau-Kapiteln die Kraft seiner Liebe zeigt, und in dem ganzen Buch „Führer Europas — nach der Natur gezeichnet“ die Reife und ausgeglichene Meisterschaft seines weltbürgerlichen Schriftstellertums.

Es gibt vielleicht noch kein halbes Dutzend deutscher Autoren, die es als literarische Essayisten mit René Schickele aufnehmen können. Seine Prosa hat Geschmeidigkeit, persönlichen Reiz und Exaktheit; übrigens arbeitet sie ohne Aufwand, sie kommt zuweilen beinahe nachlässig daher, verbirgt aber hinter ihrer eleganten Saloppheit das edelste Raffinement. — Seine Studie über „Liebe und Ärgernis des D. H. Lawrence“ ist eine Freude für jeden, der Gefühl für Reiz und Rang der Sprache besitzt.

Der von der grossen Zeitproblematik Beschäftigte und Gequälte wird hier — über das artistische Vergnügen hinaus — wenn nicht Belehrung so doch Anregung finden. Warum hat sich denn der deutsche, in der Emigration lebende Schriftsteller René Schickele den englischen Romancier und Propheten als Objekt seiner liebevoll kritischen Untersuchung genommen? Doch wohl, weil in dieses genialen Engländer Person und Lehre gewisse Zeitstimmungen und Tendenzen besonders lebendig sind, deren Bedeutung nicht jeder zu leugnen braucht, der ihre Verzerrung und demagogische Profanie-

* Verlag Allert de Lange, Amsterdam.

rung verflucht. Ich meine die Tendenz, „den Geist auf den Instinkt zurückzuführen“; erst in ihren neudeutschen Verrohungsförmen wird sie zum Greuel. Nicht so bei Lawrence, der — ein Nietzsche-Schüler — „das Heil der Menschheit vom Ausgleich zweier Gegensätze erwartet: Instinkt und Erkenntnis, antike Zeugungslust und modernes Bewusstsein.“ Die Formulierung ist von Schickele, der an dieser Stelle freilich nicht erwähnt, dass bei Lawrence, insgesamt, der Akzent durchaus auf dem Instinkt und der antiken Zeugungslust liegt. Wir bleiben misstrauisch gegen diese Akzentgebung; auch dort, wo — wie bei Lawrence — die reaktionären, geistfeindlichen Folgerungen aus ihr nicht, oder noch nicht, gezogen sind — wir wissen zu gut, wohin der Instinkt-Kult führen kann, unter gewissen geistespolitischen Voraussetzungen vielleicht führen muss. Der feierliche Ton wird von Schickele vermieden; eher geht eine gewisse ironische Note durchs Ganze. Dem pathetischen Lawrence — einem enthusiastischen Doktrinär — fehlte es ganz an Humor. Schickele hat ihn, zuweilen scheint es, als ironisiere er seinen grossen Gegenstand, aber es ist eine zärtliche Ironie, sie kommt aus Liebe. Es geht hier um keine abstrakte Abhandlung, vielmehr um ein Künstler-Porträt. Die erregende, kuriose, an Widersprüchen und an Reizen reiche Figur eines Dichters wird zum Gegenstand einer deutenden Schilderung; die Abenteuer des Dichters, und die seiner erfundenen Helden — beide ineinander verschränkt — werden einbezogen, so dass aus der Analyse oft der epische Bericht wird. Bemerkungen über allgemeine, auch aktuelle Themen — über Judenfrage, Demokratie, Diktatur, Krieg oder Marxismus — fallen mehr nebenbei; immer wieder aber finden sich sehr schöne, überzeugungsstarke Sätze, die von der Freiheit des Geistes, seiner notwendigen Unabhängigkeit und Souveränität handeln. Es sind eigentlich nur diese Sätze, in denen der legere Ton, der sonst das Ganze charakterisiert, nicht beibehalten wird. Im Übrigen äussert sich Schickele zu den Zeitfragen wie jemand, der ein wenig über ihnen steht und dem sie eigentlich nichts anhaben können. Anklagendes Pathos kommt nicht vor — und es gehört doch viel Gefasstheit dazu, es heute ganz zu vermeiden: eine Gefasstheit, die oft an merkwürdige Unbeteiligtheit erinnert. Die Zurückhaltung wird, für mein Gefühl, etwas weit getrieben. Ins Prinzipielle wird sie erhoben an jener Stelle, wo Schickele sagt, dass „Politik und Kunst zwei völlig getrennte Gebiete sind.“ In demselben Kapitel — es ist „Revolution“ überschrieben — wird mit der recht bedenklichen und diskreditierten Antithese „Dichter—Schriftsteller“ gespielt. Der Dichter — heisst es hier — hat nicht Stellung zu nehmen; dafür ist der Schriftsteller da, der „seiner Kundschaft schmeichelt.“ Sogar wenn wir die Frage bei

Seite lassen, ob „der Dichter“ zu einer moralisch-kritischen, auch anklagenden Stellungnahme gegenüber den irdischen Dingen unter gewissen Umständen — etwa unter den heutigen — nicht verpflichtet ist: die Ausdeutung solcher Stellungnahme — die eben jetzt mancher von René Schickeles Kollegen mit dem Leben bezahlt hat — als eine Schmeichelei an die Kundschaft missfällt mir. Es ist eben diese Stelle, um deretwillen ich die schöne und geistvolle Broschüre über Lawrence nicht völlig lieben kann.

Ernst Blochs brennend interessantes und eminent wichtiges Buch „*Erbenschaft dieser Zeit*“ * hat zwei grosse Themen, die sich ineinander verschränken. Das erste ist: Was aus dem grossen, wenngleich schadhaften Vorrat spätbürgerlicher Kultur wird hinüber zu retten sein in eine neue Menschheitsepoche? (Gemeint ist der Sozialismus.) Das andre Thema lässt sich zusammenfassen in der Frage: Welche Affekte, Stimmungen und Tendenzen haben sozialistische Taktik und Lehre übersehen und sich nicht zu Nutze gemacht? Welche Felder liessen sie unbesetzt? Vor welchen Menschheitsbedürfnissen haben sie versagt? — Beide Untersuchungen werden angestellt und durchgeführt von einem konsequenten Marxisten — der sich vom platt materialistischen Vulgärmarxisten unterscheidet wie das Genie vom Oberlehrer. Blochs untersuchender, deutender Stil ist von einer Intensität, einer intellektuellen Hochspannung, einer präzisen, glühenden Beredsamkeit, die noch mehr an Hegel als an Nietzsche geschult ist. Seine Sprache hat oft Heftigkeit und Pathos der Beschwörung, neben vielen andren Registern, etwa neben denen eines vehementen Spottes oder einer unbarmherzig exakten Analyse.

Das innere Zentrum des Buches ist der Satz: die „roten Geheimnisse“ waren vernachlässigt worden. Deshalb — ja: hauptsächlich deshalb — lief die Jugend ins falsche Lager. Deshalb konnte es einer ganz kleinen Schicht Interessierter gelingen, „die revolutionäre Lage reaktionär zu formen.“ Der Fascismus hatte sich jenes Stücks „älteren und romantischen Widerspruchs zum Kapitalismus“ bemächtigt, „mit Verneinungen am gegenwärtigen Leben, mit Sehnsucht nach einem unklar anderen.“ — „Es wird kaum genügend betont,“ konstatiert Bloch sehr zu Recht, „dass der kommunistische Materialismus keine Gesinnung ist, sondern eine Lehre, dass er keine totale Ökonomie nochmals ist, sondern gerade der Hebel, um die beherrschte Wirtschaft an die Peripherie zu stellen und den Menschen erstmalig in die Mitte.“ Ebenso ungenügend wurde betont — will mir scheinen —, dass auch der sozialistische Mensch, der von morgen,

* Verlag Oprecht und Helbling, Zürich.

„religiös bedürftig“ sein wird; dass die Frage nach dem Woher und Wohin weiterbrennen wird in der klassenlosen Gesellschaft. Das metaphysische Bedürfnis als solches für contrerevolutionär zu erklären (während doch nur die Kirchen unter gewissen Voraussetzungen es sind) war die eigentlich grosse, entscheidende Verschuldung des Sozialismus. In der Aufhebung und Überwindung dieses Kardinalfehlers sehe ich die erregende Bedeutung des Buches von Bloch — wie übrigens seiner ganzen, konsequenten geistespolitischen Haltung. Bei ihm geht es darum, „Irrationales — unschädlich, mehr, helfend zu machen.“ Denn: „nicht alles noch Irrationale ist einfach auflösbare Dummheit.“

Das ist es gewiss nicht. Und wenn Bloch sich den mit Geheimnis geladenen Phänomenen zuwendet, so tut er es nicht nur mit der „diabolischen Absicht“, sie dem Klassenkampfe nutzbar zu machen, sie auf ihre soziale „Anfälligkeit“ hin abzuhorchen; es geschieht auch aus einer unmittelbaren, gar nicht nur zweckgerichteten Sympathie. Er versteht etwas vom Märchen, dieser „Antizipation von Freizügigkeit, als Kampf und Sieg von Hänsel und Gretel, vom schlaunen Soldaten über Hexen, Teufel, mystische Verstrickungen schlechthin.“ Er versteht sehr viel von Musik, diesem Gebet und Sehnsuchtsruf des modernen Menschen: einige Abschnitte aus der „Erbschaft dieser Zeit“ beweisen es ebenso glänzend, wie es unvergessliche Partien aus dem „Geist der Utopie“ bewiesen hatten. Diesmal bewundere ich vor allem die Charakterisierung Strawinskys, ein schriftstellerisches Bravourstück. — Der Marxist Bloch versteht etwas von der Kolportage, von mancherlei Abenteuer und „Berauschung“, die man dem Feinde nicht überlassen dürfte.

Aus seinem Buch wird eine kühne Bestandaufnahme unseres geistigen Besitzes — so weit er verwendbar sein wird für das grosse Morgen, in dem der Traum nicht vergessen sein will über der gerechten Wirtschaftsordnung. Unvermeidlich, dass die Bestandaufnahme keine komplette ist; es bleibt Manches unerwähnt, was in jeder Zukunft gültig und wirksam sein wird. Unvermeidlich auch, dass Eigenwilligkeit des Blicks und permanente Hochspannung des Stils zuweilen Formulierungen ergeben, die wir als überpointiert — Urteile, die wir als schief empfinden. (Überpointiert, als Beispiel, ist die sehr geistvolle Wagner-Charakterisierung; nicht ganz ausgewogen scheint mir Einiges, was über Nietzsche gesagt wird.) Bedenkt man aber die Fülle der Phänomene, die Bloch hier — immer exakt, immer tief bohrend, bei einer gewissen Gehetztheit — berührt, so ist sehr zu betonen, dass er keinem gegenüber oberflächlich oder flüchtig bleibt; (auch dort nicht, wo er polemisiert, wie in den Fällen Spengler, Klages, Jung;) dass er nicht rafft sondern ordnet;

nicht ins Leere assoziiert, sondern noch die kuriose, scheinbar abseitige Nebenbemerkung der geistigen Gesamtconzeption streng unterordnet. So findet sich nebenbei eine reiche Fülle schöner, neuer Analysen, sei es über literarische oder musikalische Gegenstände — über Proust, Julien Green, Kafka, Joyce, Brecht; über Alban Berg, Kurt Weill, Schönberg; sei es über philosophische — Bergson, Scheler, Heidegger, Jaspers —, oder über allgemein Kulturpolitisches. Wie ein Goldsucher geht dieser Rote Magier durch den Irrgarten der Probleme und der Figuren, die oft nur zeitgenössisch („gleichzeitig“) scheinen, während sie eigentlich ganz anderen, vergangenen Zeitschichten zugehören oder doch mit Teilen ihres Wesens verbunden sind; und noch im Wunderlichen, Verstaubten, seltsam Demodierten will er den Zukunftsgehalt als die edelste Qualität erraten. So sehen wir, was alles da ist, und trüchtig ist, und wie reich wir sein könnten — wenn dieser Reichtum nicht missbraucht würde; dass die Zeit nicht leer ist sondern nur schlecht verwaltet; dass die schliessliche Revolution nicht nur viel zu zerstören haben wird, sondern auch viel Erbschaft anzutreten.

Das „Heinrich Heine“* -Buch von Max Brod ist weit mehr als nur Biographie; es ist, anlässlich des reichen rührenden faszinierenden biographischen Stoffes, eine mit innigster Beteiligung und bedeutender Klugheit geführte Untersuchung über die Problemkomplexe: Deutschtum—Judentum einerseits, andererseits: Irratio—Ratio, Religion—Politik. Man weiss, dass diese beiden Problemgruppen die zentralen und beherrschenden in Max Brods geistigem Leben bedeuten; er hat sich mit ihnen vielfach auseinandergesetzt. Vielleicht hat diese permanente, wichtige — und übrigens ungeheuer aktuelle — Geistesbemühung noch niemals so klare, fördernde, schön formulierte Erkenntnis gezeitigt wie dieses Mal: der im stärksten Sinn anregende, problematisch grosse, zaubervolle Gegenstand — Heinrich Heine — beschwingt das Denken dessen, der anlässlich seiner weitersinnt. Ja, Brod dringt sehr tief in den Kern der Heine-Existenz, der Heine-Problematik; gleichzeitig, und immer beschäftigt mit Heine, findet er die Formel für eigene Lebensgesetze — wenn er etwa von dem „unablässigen Ringen“ spricht, dem „Ringen um Vereinigung seiner dichterischen und politisch-philosophischen, seiner rationalen und irrationalen Kräfte zu einem höheren Menschentum.“ — Heine bleibt, in Brods Ausdeutung, immer nur das Beispiel eines höchst aufrichtig und ernst Ringenden; niemals Eines, der schon die Erfüllung hat. (Wenn Brod die gänzlich Ausgeglichenen, die Erfüllten meint, erwähnt er Platon und Goethe.) Auch in seiner

* Verlag Allert de Lange, Amsterdam.

Beziehung zum Judentum ist Heine hier nur als Bemühter — nicht als Ausbalancierter — ein Vorbild. Es ist viel Unsicherheit, auch Leichtfertigkeit in seiner Stellung zum Judentum festzustellen, Brod erklärt Manches aus bitteren Jugenderlebnissen. (Überhaupt beschreibt er sehr helllichtig die Mischung aus Minderwertigkeitsgefühl und „göttlichem Leichtsinn“, die Heines Charakter bestimmt — wobei freilich der „göttliche Leichtsinn“, das strahlende Griechentum, die unbedenklich überschäumende Sinnlichkeit mehr ein Gewolltes als ein Vorhandenes sein mochten. Der Problem-Komplex Materialismus-Spiritualismus, „Nazarenertum-Hellenentum“ gehört auch zu den durchgehenden Themen des Buches.) — Die ganz legitime und tiefe Beziehung zum Judentum, die eine tiefe Liebe zum Deutschen einschliesst — jene „Distanzliebe“, die Max Brod immer meint und verkündigt — findet Heine erst auf der Matratzengruft. Vorher war aber schon aus der Problematik seiner Existenz, aus der Verschmischung jüdischer, christlicher, französischer und deutscher Seelenanteile, ein Dichterwerk entstanden, dessen Ton und Gehalt einzigartig sind und kostbarster Besitz deutscher Literatur.

Brod interessiert sich mehr für die problematische Spannung dieses Dichterlebens als für seine äusseren Fakten. Er gibt die äussere Biographie fast im Vorübergehen, aber gerade als Hintergrund — oder Anlass — für die zentralen Fragen gewinnt sie eine besondere Eindringlichkeit. Einige Episoden werden erregend lebendig, ich denke vor allem an die Schilderung der frühen Schmerzen bei den reichen Verwandten, in der „Affrontenburg“; oder an die höchst interessanten Abschnitte über die grossen jüdischen Salons der Romantik; (dort werden über die Rahel vorzügliche Dinge gesagt, und übrigens sehr scharfe — wohl auch anfechtbare oder nur aus einem jüdischen Mund erträgliche — über würdelos undistanzierte Assimilationstum;) ich denke an die sehr glänzend analysierte Platen-Affäre, wobei die „Distanzliebe“ des gerecht berichtenden Max Brod zu seinem Objekt — zu Heine — deutlich wird: die Sympathie strömt hier durchaus nicht einseitig Heine zu; manches, was er sich im Laufe dieser unglückseligen Polemik zu Schulden kommen liess, wird scharf getadelt, zum Beispiel seine recht ordinären anti-homoerotischen Ausfälle, die Brod „indiskutabel“ nennt; (im Fall Heine-Börne ergreift Brod dann viel dezidierter Heines Partei.) — Ich denke an das sehr traurig-schöne letzte Kapitel, das von der „Mouche“ handelt, Heines so rührend später Liebe.

Ein Dichter hat dieses weiträumige, an Reizen und Überraschungen reiche Dichterleben durchleuchtet und episch berichtet. Man kann über Einzelheiten der Deutung diskutieren; (so bin ich der Ansicht, dass Brod, wenn er auf den Politiker Heine zu sprechen kommt, gar

zu sehr das Versöhnliche in ihm betont, das die Mitte zwischen den Extremen sucht, und zu wenig das Revolutionäre.) Aber das Buch ist ein wesentlicher Gewinn, nicht nur für die Heine-Forschung und Heine-Deutung, sondern vor allem betrachtet als Beitrag zur grossen Gesamtdiskussion — zum grossen Geistesgespräch, die Neuordnung der Grundbegriffe betreffend. Die innig beteiligte und klug distanzierte Heine-Beschwörung trägt schliesslich dazu bei, den Ruhm des Denkers und Schriftstellers Max Brod zu erhöhen, und das ernste Vertrauen, das wir haben zu seiner Redlichkeit und verantwortungsbewussten Hellsicht. Sein pädagogischer Einfluss wird wachsen. Denn er spricht mit einem schönen, zugleich entflammten und gelassenen Ernst von den Dingen, die uns bewegen wie ihn. *